

Theodor Meyer-Merian und das Basler Spottbild der Biedermeierzeit

Autor(en): Daniel Burckhardt-Werthemann

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1948

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/64fcc1ec-3286-4856-b007-68bfd5530e18>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Theodor Meyer-Merian und das Basler Spottbild der Biedermeierzeit

Von Daniel Burckhardt-Werthemann

Lange Jahre sind vergangen, seit sich der Verfasser in einer späterhin vom Basler Kunstverein veröffentlichten Schilderung über die «politische Karikatur des alten Basel» ausgesprochen hat. Auf Grund eines im allgemeinen ziemlich reichen Bildmaterials hat er damals den Versuch unternommen, es vor einer kleinen, am alten Basel hangenden Gemeinde darzutun, wie der im Wesen unseres Volkscharakters seit alter Zeit schon nachweisbare Esprit moqueur sich in bewegten Zeiten unter der politischen und wissenschaftlichen Welt Basels in bildlicher Darstellung geltend gemacht und dem heutigen Geschlecht ziemlich erhebliche Spuren seiner Tätigkeit zurückgelassen hat. Bedeutende Kunstwerke in *gedanklichem* Sinn sind auf dem Gebiete der politischen Karikatur freilich keine geschaffen worden, obwohl sich während der großen Basler Revolutionszeit von 1798 und später in den schmerzlichen Jahren der Selbstzerfleischung des Standes Basel (1831—33) viele Ansätze dazu zeigten. Die «politischen Zukunftsbilder», die L. A. Kelterborn Ende 1838 einer beschränkten Oeffentlichkeit bekanntgab, sind Werke von überraschender psychologischer Feinheit und nicht alltäglicher Kombinationsgabe, die wie von selber ihre künstlerische Ausdrucksweise scheinen gefunden zu haben. Oder — ein Schrittlein weiter! — gewisse politische Charakterköpfe, wie sie der alternde Hieronymus Heß in seinem Stüblein an der St. Johannsvorstadt in den 1840er Jahren zur Ausführung brachte, treten in der scharfen Erfassung einheimischer geistiger Sonderart doch schon ganz nahe an die nur leicht chargierten politischen Bildnisse von Honoré Daumier heran.

Solche Werke ließen eine reiche Entwicklung erhoffen, und immer werden diese von gescheiten, zu Spott aufgelegten

Bürgern geschaffenen Basler Spottbilder ihren geschichtlichen Wert besitzen. — Es kam indessen anders; die erhoffte Entwicklung blieb zwar nicht aus, nur war sie nicht aus urchig baslerischem Boden hervorgegangen, sondern gehörte zu den für jeden sichtbaren Errungenschaften der mehr und mehr in die vorderste Front tretenden «Jungen Schweiz»; als Urheber und größter Förderer der Strömung steht *Martin Disteli* da, der im Jahre 1844 verstorbene Solothurner. — Der merkwürdige, heute nicht bloß von seiner engeren Heimat und seinen ihm engst verbundenen Parteigenossen hochgepriesene Maler-Literat hat fast kampflos alles in den Hintergrund gedrängt, oftmals zum völligen Verschwinden gebracht, was bis dahin auf dem Feld der «politischen Karikatur» höheren Stils geschaffen worden war. Disteli erscheint dem heutigen Beobachter als ein roher Parteifanatiker, wie solche in ihrer terroristischen Leidenschaft innerhalb der mitteleuropäischen Kultur nur in Revolutionszeiten denkbar sind und zu psychologischen Betrachtungen tieferer Art wenig Anlaß bieten. Und doch ist Distelis Person von manchem Rätsel umgeben; die ihm zugeschriebene rasche sieghafte Begründung einer bald ins Extreme hinüberschlagenden neuen Sorte von Schweizer Karikatur kann schon aus rein technischen Erwägungen ganz unmöglich auf Distelis im Grund sehr schlichte und ziemlich weltfremde Persönlichkeit zurückgeführt werden. Soweit wir sehen, ist er bis zu seinem Ende ein Naturbursche geblieben, der die bedeutsameren, von der Mitwelt aufgebrachten Zeitfragen mit immer verständnisvoller werdendem Blick zu betrachten lernte, ganz ähnlich wie dreihundert Jahre vorher sein Landsmann Urs Graf sich mit den Meinungen der Humanisten abgefunden hat. Das von Disteli zähe verarbeitete Gedankengut mochte auch bei ihm vielfach aus anderer Hand stammen; einmal erhebt sich über seinem Kalender sogar die Gestalt des jugendlichen Gottfried Keller, wie überhaupt die Zahl der verborgenen Mitarbeiter des Disteli-Kalenders vielleicht eine erhebliche war. Viele von möglicherweise großem literarisch-künstlerischem Gestalten mögen darunter gewesen sein. Mit Deut-

lichkeit wird bloß der Name des weltkundigen Journalisten Peter Felber hörbar, doch ist die Grenze seines selbständigen geistigen Mitschaffens nicht klar zu erkennen.

Unter dem Zeichen von ganz ähnlichen Verhältnissen muß einst in Basel die Herausgabe der Spottbilder gestanden haben: Was wir von den zügigsten, künstlerisch und politisch wahrhaft bedeutenden Bildern besitzen, ist nicht von einzelnen, ob auch sehr hervorragenden Meistern in ihren Werkstätten ersonnen worden, sondern muß als gemeinsame Geistesarbeit Verschiedener betrachtet werden. Ob diese Männer gelegentlich oder nur durch Zufall sich zusammenfanden und ob sie zu ihren politisch-verlegerischen Erörterungen in «Konventikeln» («Kämmerli») fest vereint waren, ist heute nicht mehr festzustellen, aber als hauptsächliche Tatsache bleibt bestehen, daß nicht ein Individuum, sondern ein «*Milieu*» als Urheber der für ihre Zeit treffsichersten Karikaturen anzusprechen ist. — Rasch zeigt dann eine weitere Beobachtung, wie die am schnellsten und überzeugendsten packenden Spottbilder, von keinem geahnt oder vorbereitet, in ihrer Hauptidee urplötzlich fertig formuliert dastanden: ein ganz zufällig gefallenes drastisches Wort war bei ein paar angriffslustigen Gesellen auf fruchtbaren Boden gefallen, und Inhalt wie Ausführung des Spottbildes waren gegeben. Auf diese Art ist in Basel der einst berühmte Holzschnitt Hercules Germanicus entstanden, wohl das kräftigste Spottbild der Reformationszeit:

In der Druckerstube des Johannes Froben waren im Beisein von Erasmus und Hans Holbein ein paar Humanisten versammelt. Man redete hin und her von Luthers tapferem Vorgehen gegen Scholastik und Papsttum, deren Anhänger durch Luther, einen zweiten Hercules, zu Boden geworfen waren. Nur Luthers Rücksichtslosigkeit wurde leicht getadelt, und Erasmus sprach: «Den Papst hat er zwar erdrückt, aber auf immer wird des Papstens Leichnam an Luthers Nase hängen bleiben.» — Es brauchte für Holbein nicht mehr als dieses rasch hingeworfene Wort, um mit seinem Geistesauge sofort ein fertiges künstlerisches Bild zu schauen; die

Hauptlinien der Handlung hielt er noch in Frobens Drukkerhaus mit einer leichten Skizze fest. Hier hat der Zufall regiert. — Weit umständlicher, gequälter, wenn auch in ihrem Sinne vielleicht tiefer greifend nehmen sich die Spottbilder der Revolutionszeit aus, deren Inhalt nicht von einem Einzelnen, sondern von einer ganzen politisch interessierten *Gesellschaft* gründlich durchberaten und schließlich einem Künstler zur Ausführung übertragen wurde. Während der großen Revolution und schon in den ihr vorausgehenden Jahren gab es solcher Vereinigungen in Basel manche. Dem Kämmerlein zu Rebleuten z. B. gehörten neben anderen Remigius Frey, Wernhard Huber, Christian von Mechel und Peter Vischer-Sarasin vom blauen Haus an. Aus dieser ganz und gar neuzeitlich (= radikal) eingestellten und vom Durchschnittsbürger mit Recht gescheuten Gesellschaft ist eine Reihe zum meist von Peter Vischer signierter politischer Karikaturen hervorgegangen, die in ihren subtilen Anspielungen dem Geist der Erfinder viel Ehre machen, aber bei der breiten Masse sicherlich ihren Eindruck verfehlten, wahrscheinlich schon deshalb, weil sich hier der Spott nicht gegen Persönlichkeiten, sondern gegen staatliche Einrichtungen kehrte. Wir Menschen sind leider so eingestellt, daß wir an witzigen Angriffen bloß dann unser grausames Vergnügen finden, wenn das Ansehen irgendeines allgemein bekannten und geschätzten Mitbürgers getroffen wird. Das Kämmerlein zu Rebleuten hat sich aber derartige Angriffe nie zuschulden kommen lassen: so ausgedacht auch seine gegen «die französischen Emigranten in Basel» oder gegen die landesverräterische Haltung des Basler Fürstbischofs geführten Hiebe waren, wirken diese Spottbilder in der Zahmheit ihrer Haltung doch mehr lehrhaft als schneidig-aggressiv.

Wie im Kämmerlein zu Rebleuten mögen die Basler Herren auch andernorts viel diskutiert haben, ohne daß uns erhaltene Spottbilder Kunde davon gäben. — Doch wer hätte es nicht schon beobachtet, wie bei Zusammenkünften munterer, geistig regsamer Männer — seien es Jünglinge oder Greise, mögen die Zusammenkünfte amtliche Sitzungen oder

rein gesellige Anlässe sein — stets von dem einen oder andern ganz im verstohlenen fleißig *gezeichnet* wird; schon das schöne, vor jedem Platz am Sitzungstisch liegende Schreibpapier fordert geradezu dazu auf. Man zeichnete erstlich aus Langerweile (die während der Ministervorträge vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. mit wahrhaftem Genie entworfenen Architektur-Phantasien sind nicht ohne Recht in Prachtbänden veröffentlicht worden); ferner zeichnete man fast unwillkürlich ein Abbild der Gegenstände, von denen während der Sitzung weitschweifig die Rede gewesen war, etwa die Konstruktion eines Hausbaus, eine Gartenanlage oder einen Ofen; das häufigste aber sind wohl die rasch und heimlich hingeworfenen *Bildnisse* der Genossen gewesen; war eine gewisse Routine erzielt, so pflegte die Porträtierlust ins Weite zu gehen; man nahm sich meist unter Beihilfe des auf Abbildungen gegründeten Gedächtnisses die Köpfe der namhafteren Zeitgenossen vor. Je nach dem Wesen der einzelnen «Kämmerli» werden in der Regel solche Bildnisse den hervorragenderen Vertretern von Politik, Wissenschaft und Kunst gegolten haben. Wenn dann die erste Skizze sich als geeignet erwies, für die große Oeffentlichkeit als politisches Spottbild ausgeführt zu werden, mußte der Zeichner natürlich behutsam vorgehen und ganz im verstohlenen sein Handwerk üben; doch manchmal war's ein offenes Geheimnis, daß dieser oder jener Kollege ganz in der Stille sich zum Meister seines Faches — der Karikatur — entwickelt hatte. Dann wurde von den Genossen mit Eifer auf seine Gelegenheitsarbeiten gefahndet und der Zeichner auch des öfters freundschaftlich angegangen, den Genuß seiner Werke auch der Mitwelt zu gönnen und mit ihnen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der Begriff «Oeffentlichkeit» ist hier in sehr beschränktem Sinn zu verstehen: Seit die langen Wirren mit Baselland beigelegt waren, hat nur ein einziger Basler, E. Burckhardt-Tomes, wohl vom sicheren Ausland aus, ein politisches Spottbild lithographisch vervielfältigen lassen. Apatie und Aengstlichkeit hielten die meisten Bürger ab, ein Gleiches zu tun. Es kam jedoch vor, daß ein Zeichner seine

rasch hingeworfenen, vielleicht nur gekritzelten Erzeugnisse selber sammelte, oder daß ein nahestehender Freund diese Arbeit tat. Wurden dann die rohen Skizzen von ihrem Urheber überarbeitet und etwa leicht aquarelliert, so ergab sich aus ihrer Vereinigung ein «Bilderbuch zur Geschichte von Basel», das auf viele Verhältnisse unserer Vaterstadt ein ganz neues Licht wirft. Solche Sammelbände pflegten im engsten Bekanntenkreis in Umlauf gesetzt zu werden. Dies ist «die Oeffentlichkeit», von der oben die Rede war.

Das eben Geschilderte beschränkt sich in dem uns hier beschäftigenden Fall auf *akademische* Kreise, deren Glieder seit ihrer Gymnasial- und Studentenzeit gewohnt, ja sogar im engsten Freundeskreis dazu erzogen waren, an ihren Genossen Kritik zu üben. Die «Gärtli» der Studentenverbindungen und sogar der gröbliche Jargon ihrer «Bierzeitungen» wirkten auch bei bemoosten Häuptern noch lange nach, und viele wurden wieder jung beim Betrachten dieser von unsern Basler Geschichtsschreibern übergangenen Erzeugnisse. Mit etwelcher Vorsicht benutzt, stellen sie immerhin eine nicht ganz unwichtige Quelle unserer Geschichtskunde dar.

*

H. Werthemann Das gegen Ende der 1810er Jahre geborene Basler Geschlecht ist uns in der neuesten Zeit durch ~~Walter/Kaegis~~ gewichtige Jakob-Burckhardt-Biographie wieder nahegebracht worden. Unter Burckhardts Jugendgenossen wird mehrfach ein Angehöriger seines engern Freundeskreises genannt, der bis zum heutigen Tag als Dichter und Verfasser gesunder Volksbücher von einer kleinen Gemeinde mit hohem Recht geschätzt ist. Wir reden von dem im Januar 1818 geborenen und 1869 gestorbenen *Theodor Meyer-Merian*, einem Angehörigen des altbasler Achtbürgergeschlechts der «Meyer zum Pfeil». Meyer, Mediziner und Spitaldirektor seinem bürgerlichen Beruf nach, hat in das zu seiner Zeit sehr bewegte politische Treiben niemals aktiv eingegriffen. Jedem Parteiwesen war er aus tiefem Herzen abhold und verzichtete sogar auf seinen Großratsitz, um nicht in der Selbständigkeit

seines Denkens bedroht zu werden. Schon durch diese Merkwürdigkeit wird uns Theodor Meyer zur interessanten Erscheinung. Ob er auch aus Gewissensgründen in der Beurteilung der großen Zeitfragen seine eigenen Wege ging, war er doch nichts weniger als eine einsiedlerische Natur, im Gegenteil ist ihm eine ausgeprägte Vorliebe zum Umgang mit Menschen eigen gewesen und dank dieser glücklichen Veranlagung war es für ihn inneres Bedürfnis, sich ins bewegte Basler Leben zu mischen und zu seiner inneren Bereicherung den regen Verkehr mit Mitbürgern jeglichen Amtes und Standes aufzusuchen: er lernte mit diesen denken, arbeiten und, wenn sich's gab, auch ihre herkömmlichen Basler Feste mitzufeiern. In diesem Stück durfte er sogar zu den «Genießern» gezählt werden; der heute gebräuchliche Ehrentitel «guter Fastnächtlter» war dazumal noch nicht erfunden.

Doch in diesem Basler Original bester Sorte — vielleicht dem heute öfters genannten «Jubelgotti» vergleichbar — war eine Fülle von Geist, Herzenswärme und feinsten Kultur verborgen, wie sie nicht jeder in der nach außen nicht ohne Absicht ein wenig derb sich gebenden Persönlichkeit Theodor Meyers vermuten konnte. Durch seine Lebensführung hat es Meyer von Tag zu Tag klarer erkennen gelernt, was dem von ihm wertgehaltenen Baslervolk nottat. Die gewonnene Einsicht bewirkte es, ihn aus Lust und Liebe, sich selber wohl unbewußt, zu einer Art von Heinrich Pestalozzi oder Jeremias Gotthelf werden zu lassen, zu einem tapferen Volkschriftsteller echter Baslerart. Seine literarischen Werke sind bald nach seinem Tod (Dezember 1869) von nahestehenden Jugendfreunden wie J. J. Oeri, Friedrich Oser und Aloys Biedermann gewürdigt worden. Zuletzt hat sie ein Fachgelehrter, Ernst Jenny, voll Verständnis für Meyers Sonderart mit den Mitteln des modernen Historikers geprüft und in den Rahmen der deutschen Literatur eingereiht. (Basler Neujahrsblatt 1920.) Ohne uns mit der literarischen Bedeutung des Dichters zu befassen, sei auf den scharfen Blick hingewiesen, mit dem Meyer seine Zeitgenossen zu schauen und abzuschildern wußte und das Charakteristische in ihrer äußere-

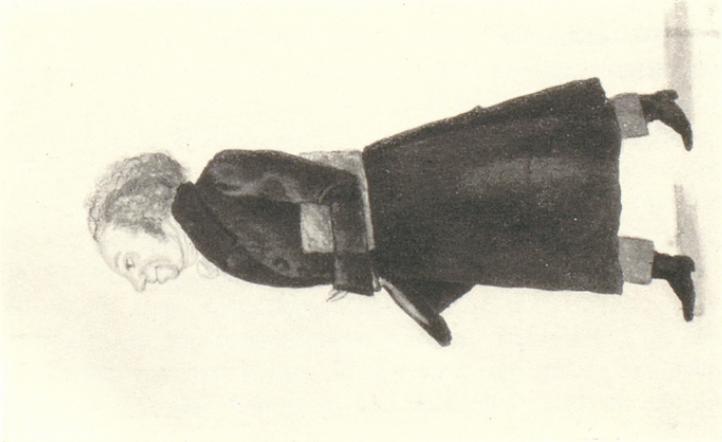
ren und inneren Erscheinung treffend wiederzugeben verstand.

Was ihm mit der Feder des Schriftstellers auf so ansprechende Weise gelang, suchte er auch mit dem Zeichenstift und Pinsel zu erreichen, hier allerdings mit weniger Glück, denn auf dem Gebiet der zeichnenden Künste hat er sich über einen ungelenten Dilettantismus niemals erhoben. In seinen in der Kunstweise von Diday oder seines Basler Lehrers Winterlin gehaltenen Landschaften ist er akademisch-ängstlich und wenig persönlich, während die Figurenbilder in ihrer Frische und Unmittelbarkeit sofort mit Lebhaftigkeit zu uns reden und die Mängel ihrer künstlerischen Mache vergessen lassen. — Der Ideengehalt der Meyerschen Blätter ist bis zum letzten abgeklärt, und doch zeigt die primitive und zugleich flüchtige Art der Ausführung aufs deutlichste, daß die Zeichnungen lediglich zur Vorweisung in einem engeren Freundeskreise und nicht für die große Oeffentlichkeit bestimmt waren; sie können geradezu als Schulbeispiele jener oben besprochenen «Kämmerli-Produktion» dienen. Wie uns Meyers Biographen einmütig erzählen, hat er nicht bloß zum eigenen Vergnügen gezeichnet, sondern mit seinen satirischen Erfindungen auch verständnisvolle Freunde zu erheitern oder sie auf ihre Empfindlichkeit zu prüfen gedacht.

Theodor Meyers Bilder — soweit sie Einzelpersonen angehen — beziehen sich fast ausschließlich auf heute allbekannte, sogar namhaft und berühmt gewordene Leute. In seiner für manchen nicht ganz bequemen Wahrheitsliebe und Offenheit hat der Zeichner den Grundsatz befolgt, seine Spottbilder auch deren *Opfern* vorzulegen. Daß diese alle *nur* belustigt waren und kein einziges gekränkt worden sei, bezeugt uns ausdrücklich Pfarrer J. J. Oeri, Meyers Biograph. Wir wollen es glauben, denn wie alle klassischen Karikaturenzeichner der französischen und englischen Schule ist in der Tat auch Theodor Meyer niemals ehrabschneiderisch vorgegangen oder hat in privaten Angelegenheiten indiskret gewählt. Natürlich ist unschwer zu erkennen, welche seiner Opfer dem Zeichner weniger sympathisch waren als andre.



Theodor Meyer-Menan :
Ratsherr Andreas Heusler



Professor Friedrich Brömmel

Original im Besitz von Herrn Dr. P. Meyer, Zürich

Die uns im Besitz von Theodor Meyer-Merians Enkel noch erhaltenen Bilder sind in drei Teile zu scheiden:

1. Leicht karikierte, manchmal zu genreartigen Gruppen vereinte *Einzelbildnisse* von zumeist akademischen Kreisen der Stadt Basel angehörenden Persönlichkeiten.
2. Größere mehrfigurige Kompositionen.
 - a) *Spottbilder zur europäischen Zeitgeschichte* im herkömmlichen, aus Frankreich importierten Karikaturenstil (für uns weniger interessant). Beispiel: die österreichische Revolution von 1848/49; die Frage von Neuchâtel (1857).
 - b) *Spottbilder zu Basler Fragen*. Beispiele: Dr. Scherb und seine Nationalzeitung (1841); der «Käppisturm» (1845); das neue Museum an der Augustinergasse und Deputat La Roche (1849).
3. *Basler Militärtypen* aus dem Thuner Lager von 1844 und dem Sonderbundskrieg.

Den Vogel abgeschossen hat Theodor Meyer mit seinen unter 1. genannten «Basler Bildnissen»: Meist in scharfem Profil gesehene Gestalten, wie sie schon ein halbes Jahrhundert vorher der Basler Landsmann Franz Feyerabend auf den Markt gebracht hatte zum Ergötzen eines großen Publikums. Während Feyerabend mit seinen auch künstlerisch gar nicht zu verachtenden Werken eher die äußerlichen — *körperlichen* — Eigentümlichkeiten seiner Mitbürger ins Komische gesteigert hat, nahm Theodor Meyer auch den *geistigen* Habitus seiner vor der Oeffentlichkeit hochansehnlichen Objekte aufs Korn. Es war ihm die seltene Gabe zuteil geworden, auf den ersten Blick den ausschlaggebenden charakteristischen Zug einer Physiognomie festhalten zu können. Beispiele: Der Geschichtsprofessor der Basler Universität *Friedrich Brömmel* (1791—1856). Bei Schülern und Kollegen war er als ein «eitler Mann» bekannt, eitel weniger auf seine unanfechtbar große Gelehrsamkeit als auf seine weit mehr diskutablen körperlichen Vorzüge (zahllose Schülerwitze sind darüber im

Umlauf gewesen). Im Vollgefühl seiner Unwiderstehlichkeit schreitet er auf dem Bild als Elégant zum Kollegium, das Haupt mit der stadtbekanntem roten Mähne sieghaft zurückgeworfen. Als einzig erhaltenes Porträt Brömmels ist unser Bild als besondere Rarität zu betrachten (Tafel VI).

Dem als «Volksfeind» vielverlästerten Ratsherrn *Andreas Heusler*, Vater (1802—1868), Professor und Redaktor der «Basler Zeitung», ist in Theodor Meyers lustigem, Ende der 1840er Jahre entstandenem «A-B-C-Buch» ein Blatt gewidmet worden. Der Zeichner hat zu zeigen versucht, wie's herauskommt, wenn ein gutgestellter Herr, fern von des Tages Last und Hitze, das hart mit dem Leben kämpfende Volk belehren will. Die Zeitströmung gewahrt er nicht, denn auf seinem Kompaß ist die bewegliche Nadel festgenagelt; an der Wand hängt unter Glas und Rahmen die eidgenössische Fahne des Schützenfestes von 1844, der er seinen verbreiteten Uebernamen «Fätze-Hüisler» verdankt hat (Tafel VI).

Meyer selbst ist politisch nicht leicht einzuordnen. Unabhängigkeit war zeitlebens sein hauptsächlichster Charakterzug. Während er religiös und kirchenpolitisch eher dem Freisinn zuneigte, gehörte er zu den entschiedenen Gegnern des Sozialismus; der in der Spätzeit seines Lebens verkündete Kommunismus war ihm ein Greuel. Von Dr. Scherb oder Wilhelm Klein hat er nichts wissen wollen, doch beim politischen Gegenspieler, dem *Bürgermeister Carl Burckhardt*, sonst als «Rückschrittler» eher von ihm verspottet, schätzte er die menschliche Eigenschaft des beim Käppisturm bewiesenen persönlichen Mutes. Jeder, der tapfer zu seiner Ueberzeugung stand, durfte im voraus seines Lobs sicher sein, auch wenn's stadtbekannte Streithähne waren — gerade diese sind übrigens Meyer zeitlebens ausgesprochen «sympathisch» gewesen, er hielt sie für offen und ehrlich. (Beispiel: Prof. M. L. *De Wette* (1780—1849), «der Boxer»). Zweimal hat er sich aus den Universitätsprofessoren den Alt-Testamentler *J. J. Staehelin* (1797—1875) vorgenommen, einmal, weil Staehelin theologisch «auf beiden Schultern trug» und dann weil der sehr wohlhabende Mann für einen «Tafelfreund» galt,

der nach Quantität wie nach Qualität Ansprüche stellte; beides war stadtkundig. Staehelin wurde abgebildet, wie er den fliegenden Mantel eines israelitischen Propheten serviettenmäßig umgetan — er führte bei den Studenten den Uebernamen «Prophet» — auf einem Kameel durch die Wüste reitet, mit sich die Wegzehrung führend, unter der das in den Staehelin-Anekdoten vielgenannte Spanferkel nicht fehlt (Tafel VII).

Den Alt-Philologen *Wilhelm Vischer-Bilfinger* (1809 bis 1874) hat er an seiner sterblichen Stelle, der wissenschaftlichen Eitelkeit, zu erreichen gewußt; er zeichnet ihn, wie er in antikem Waffenschmuck einen stolzen Pfau bestiegen hat, um einen Heldenritt nach Griechenland zu tun . . . Die künftigen Siegestaten — selbstverständlich ist ja der Sieg für den Pfauenreiter! — malen sich bereits in dessen Gesichtszügen. (Die Komik dieses Spottbildes vermögen allerdings nur Wissende voll zu genießen.)

Einen seiner seltenen Ausflüge ins Gebiet der Innenpolitik macht Theodor Meyer in seinem A-B-C-Buch, in dem er den *Deputaten German La Roche* (1776—1863) auftreten läßt, den letzten Vertreter des Ancien Régime, den unentwegt stets zum Sparen mahnenden Staatsmann. Auf dem Bild hat sich La Roche die sonst für ganz klug geltenden Professoren *Peter Merian* (1795—1883) und *Franz Schönbein* (1799—1868) vorgenommen; er tippt diesem letzteren mit dem Zeigefinger auf die Stirn, als sagte er: «Aber, aber Herr Professor, ist's wirklich noch ganz richtig in Ihrem Oberstüblein, daß Sie einen öden, an die Heidenzeit gemahnenden Steinkoloß wie Berris Augustinergaß-Museum im Großen Rat befürworten können?» Unterhalb des Bildes ist das Museum skizziert (Tafel VII).

Die komische Wirkung des Kontrastes ist auch Theodor Meyer bekannt gewesen und in einer seiner lustigsten Schöpfungen mit Bedacht angewendet worden. Da war im August 1845 *Franz Liszt*, der große Virtuose und Komponist, auf einer seiner Siegesfahrten auch in Basel eingetroffen, um sofort die gesamte Stadt in den geheimnisvollen seelischen

Bann seiner Persönlichkeit — nicht nur seiner Musik! — zu ziehen. Liszts Zimmermädchen vom Hotel Drei Könige soll damals mit Baslerinnen einen schwunghaften Handel mit dem in Flacons abgefüllten Waschwasser des Künstlers getrieben haben. Aus psychologischen Gründen hatte sich auch der total unmusikalische Meyer unter die Hörschaft gemischt, um sofort vom ungarischen Hexenmeister geistig gefangen zu werden. Bald nachher hat er gezeichnet, wie das Perpetuum-mobile Liszt bei dem aufs Konzert folgenden «Empfang» sogar den berühmten, ihn früher ablehnenden Philologen *F. D. Gerlach* (1793—1876) zu meistern verstand. Sehr fein ist der Kontrast zwischen dem quecksilbernen Musikus und der grobschlächtigen Art des Motschkopfs Gerlach zum Ausdruck gebracht.

Die nachstehende Liste der von Theodor Meyers Spottbildern betroffenen Persönlichkeiten mag dem Leser zeigen, welchen Kreisen sich das innere Interesse des Zeichners vorwiegend zugewandt hat. In seiner Eigenschaft als Spitaldirektor und ehemaliger Dozent der medizinischen Fakultät stand er in steter Beziehung zur Basler Universität, daher bilden die *Professoren* die Mehrzahl auf der Liste. Es sind dies: Friedrich Brömmel; Friedrich Fischer, der Philosoph und Kunstgelehrte; Franz Dorothea Gerlach; Andreas Heusler, Vater; Peter Merian; Luigi Picchioni; Balthasar Reber; C. Johannes Rigenbach, der Theologe; Fr. Schönbein; J. J. Staehelin, der Theologe; August Socin, der Mediziner; W. Vischer-Bilfinger, der Philologe; W. L. M. De Wette, der Theologe. Dazu tritt der öfters von Meyer abkonterfeite, später nach Zürich berufene Theologe *Aloys Biedermann* (1819—1885). Von andern Basler Persönlichkeiten, die auf Spottbildern vorkommen, seien genannt: Achilles Bischoff, Nationalrat; Dr. Karl Brenner; Karl Burckhardt, Bürgermeister; Remigius Christ, Stadtrat; German La Roche, Deputat; Scholer, Pedell; Spieß, Turnlehrer.

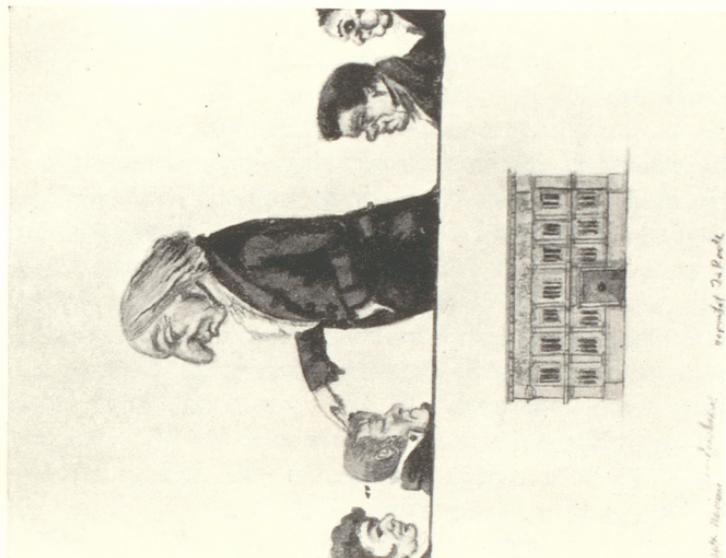
Jakob Burckhardt (1818—1897) fehlt zu unserm Schmerz in der Liste der Professoren, und doch hat er dem Zeichner von frühen Jugendtagen an nahegestanden, war mit



Professor J. J. Stachelin, der Prophet

Theodor Meyer-Merian:

Original im Besitz von Herrn Dr. P. Meyer, Zürich



Deputat La Roche

ihm Glied des jugendlichen, von Wilhelm Wackernagel gegründeten Dichterbundes Euterpe und hat gleichzeitig mit Burckhardt die weiße Mütze der Studentenverbindung Zofingia getragen. Weshalb wohl diese Lücke in den aus Theodor Meyers Nachlaß stammenden Professorenbildern? — Zwischen den beiden einstmals ziemlich engen Freunden Jakob Burckhardt und Theodor Meyer war offenbar eine Entfremdung eingetreten, seit sich Jakob Burckhardt infolge innerer Ueberzeugungen von dem ihm früher besonders innig verbundenen Aloys Biedermann (dem spätern Zürcher Theologieprofessor) auf immer getrennt hatte. Da Theodor Meyer in diesem wohl mehr in der Stille geführten Zwist durch seine gesamte Geistesrichtung auf *Biedermanns* Seite gestellt wurde, hat er, gewiß ohne viel Worte, sein Verhältnis zu Jakob Burckhardt gelöst. Bei seinem Feingefühl muß es Theodor Meyer schon in jungen Jahren widerstrebt haben, mit einem Spottbild an Jakob Burckhardt heranzutreten. Aehnliche Empfindungen mögen ihn gegenüber Wilhelm Wackernagel geleitet haben, vor dessen scharfer Kritik Meyers Dichtungen wohl nicht immer bestanden haben; alte, noch auf gewisse im Kränzchen Euterpe erlebte Erfahrungen könnten nachgewirkt haben ¹. In gleicher Weise hat deshalb Meyer auch von Wak-

¹ Auch von *Jakob Bossart*, einem von den Lehrern des Basler Gymnasiums sehr hervorgehobenen Musterschüler, dem engsten Kameraden von Jakob Burckhardt und Theodor Meyer und ihren Genossen in der Dichterbruderschaft Euterpe, suchen wir in Meyers frühesten Karikaturen vergebens eine Spur. Wer ist überhaupt dieser Bossart gewesen, dessen Name noch 1870 J. J. Oeri auf dem Widmungsblatt seiner Theodor-Meyer-Biographie genannt hat?

Der Freundlichkeit von Herrn Dr. August Burckhardt verdankt der Verfasser den Hinweis, daß der am 26. September 1818 geborene Aargauer Bossart mit seinen Klassengenossen J. Burckhardt und Th. Meyer nach bestandener Basler Maturität als stud. phil. der Studentenverbindung Zofingia angehörte, jedoch wohl noch vor Abschluß seines Studiums Basel und Europa verließ und im Staat Wisconsin, USA. *Prediger* wurde. Manches weist darauf hin, daß er zu Ende seiner Tage in die alte Heimat zurückkehrte und in Basel 1886 gestorben ist.

In seinen späteren Lebensjahren hat sich einmal Jakob Burck-

kernagel und dem nicht leicht antastbaren K. R. Hagenbach lieber geschwiegen, während er gegenüber den in den 1840er und 1850er Jahren das Baslervolk stark beschäftigenden Vertretern des einheimischen *Journalismus* keine Rücksichten kannte.

Vortrefflich ist in dieser Richtung ein vielfiguriges Spottbild von 1842, *die Krise des freisinnigen Zeitungswesens*. Die Mitte des Blattes nimmt eine wackelige Leiter ein, die von dem auf der schwarz-weißen Basler Kokarde Fuß fassenden Dr. Karl Brenner mühsam gehalten wird. Der bisherige Herr der Leiter — sie versinnbildlicht den radikalen Journalismus — ist heruntergestürzt und hält in sterbender Hand sein Wappenzeichen, den Basilisk. (Gemeint ist also Hans Eckenstein, der Redaktor des «Basilisk».) Ein anderer — Dr. Scherb — ist jetzt auf der Leiter emporgestiegen; mit demagogischer Geste preist er seine hochgehaltene rote Kokarde an. Unter der Leiter ist bewunderndes Volk aller Stände zusammengelaufen; ein langmähniger Student, auf dem Haupt die Zofingermütze, bekundet mit den Händen klatschend seinen Beifall für Dr. Scherb und dessen neue «Nationalzeitung» . . . Nicht diesem neugegründeten Blatt, sondern seiner «Basler Zeitung» hat aber in der Folge Meyer mit Vorliebe am Zeug geflickt, denn was sich liebt, das neckt sich. Die kluge, aber oft extravagante Schreibweise des Blattes forderte geradezu zum Widerspruch auf. Einmal zeichnete Meyer ein Scherzbild des Redaktors, Ratsherrn Professor *Andreas Heusler*, wie er als «Alte Tante» von der Außenwelt sich abgeschlossen hat und nichts ahnt oder nichts ahnen *will* von der hochbedrohlichen Bedeutung der Neuenburger Frage und der unheimlich nahen preußischen Gefahr. Im Hintergrund der

hardt über die ihm persönlich am wenigsten zusagenden Typen von geistlichen Lehrern etwas sarkastisch ausgesprochen und dabei ausdrücklich die «Methodisten-Prediger» genannt. Sollte er hiebei an seinen alten Freund Bossart gedacht haben, dem er wohl später hin und wieder begegnet ist? Mit anderen Gliedern der bischöfl. Methodistenkirche ist er schwerlich jemals in Berührung gekommen und als Prediger in Wisconsin *muß* fast Bossart Methodist gewesen sein.

Szene ist der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. zu schauen, der, auf dem rasch zusammengelegten Kaiserthron Karls des Großen hingegossen, mit Schmunzeln die ihm untertänige «Basler Zeitung» liest. — Man sieht, wie Meyer trotz seiner angeborenen konservativen Gesinnung doch gut eidgenössisch eingestellt war; für einen Basler ist dies ums Jahr 1848 keineswegs selbstverständlich gewesen. Irren wir nicht, so ist Theodor Meyer durch die Freude am Militärdienst zum guten Schweizer geworden. Von jeher ein forscher Turner, war er für den Waffendienst und das Soldatenleben der schweizerischen Armee durch das enge Freundschaftsverhältnis mit Fritz Kern-Bischoff, dem spätern Artillerieobersten, seinem frühesten Schulkameraden, gewonnen worden.

Naturgemäß gelten auf diesem Gebiete die Spottbilder des eifrigen Patrioten Theodor Meyer nicht dem Militärwesen als staatlicher Einrichtung, sondern lediglich den *Ridicules superficiels* der einzelnen seiner Glieder: Schon siebzig Jahre vor Caran d'Ache und Ernst Thöny vermag er uns ein unverfälschtes «Militärgigerl» in der Gestalt des Basler Kommandanten H. vorzuführen; fein hat er auch den Unterschied getroffen zwischen dem scharf aufs Pünktlein des Reglements haltenden Diensthuber Obersten Egloff und dem väterlich-gütigen, in seinem Auftreten zivilistisch-saloppen Obersten Frey-Herosé. Im Thuner Lager von 1844 hat er diese Eindrücke gesammelt. — Sie gestatteten ihm, ein Jahr später, im August 1845, ein vielfiguriges Bild in Angriff zu nehmen, den «Käppisturm». Natürlich hat in seinem kleinen Aquarell Meyer nicht eine bis in alle Einzelheiten getreue Darstellung des Hergangs geben wollen; solche dramatische Szenen packend zu schildern, hat ihm wohl auch die Gabe gefehlt.

Er brachte aber Wertvolleres als die Darstellung eines Massenaufaufs mit den herkömmlichen Mitteln des zünftigen Illustrators. Bloß für die Hauptfiguranten des «Käppisturms» und ihr an jenem denkwürdigen Augusttag des Jahres 1845 bewiesenes *seelisches* Verhalten hat er sich um die richtigen Ausdrucksformen bemüht — mit entschiedenem Glück, wie uns deucht.

Die Hauptperson, Dr. Karl Brenner, konnte natürlich nicht gezeigt werden, weil dieser in einer sicheren Zelle des Lohnhofs saß, die eben durch den Käppisturm gebrochen werden sollte. Aber wie prächtig ist der vornehme, überschlanke Bürgermeister *Carl Burckhardt* getroffen; man merkt's ihm an, welche Ueberwindung es ihn kostet, mit den das Lohnhofsfor einschlagenden Artilleristen in handgreifliche Berührung zu kommen. Brachialgewalt anzuwenden, ist dem wahren Staatsmann nie eine leichte Sache. Köstliche Charakterbilder finden wir unter den aufrührerischen, von patriotischem Tatendrang und vom Bier des «Käs-Merian» erfüllten Kanonieren, zu deren Treiben die unschlüssige Polizei einen komischen Kontrast bildet. Mit psychologischer Feinheit wurde die «getarnte» Teilnahmslosigkeit des Platzkommandanten Oberst Johann Burckhardt gegeben; dem eleganten Offizier ist die in ihm lebende Ueberzeugung anzuspüren, daß für den weisen Mann vor bedrohlichen, halb und halb politischen Dingen, wie dieser Käppisturm es war, die Vorsicht immer das bessere Teil der Tapferkeit ist (Tafel VIII).

*

Die Handzeichnungen Theodor Meyers tragen nur zum kleinsten Teil eine Jahreszahl auf sich. Die Zeit ihrer Entstehung läßt sich nur aus der Darstellung bestimmen, die also als «Terminus post quem» zu betrachten ist. Beispiel: der «Käppisturm» fand am 4. August 1845 statt, also sind die Zeichnung und die nahe verwandten Arbeiten *nach* diesem Termin entstanden.

Die Jugendwerke, z. B. die Darstellung der Schulkameraden vom Paedagogium, sind in ihrer Mache roh und kindlich-farbenfroh, die Köpfe leer und ausdruckslos, aber die Handlung ist bewegt und packend. Später ist's bei Meyer im Gegenteil die «Handlung», die mehr und mehr zur Nebensache wird, ja er verzichtet schließlich ganz auf sie, um der geistigen Durcharbeit der Gesichter sein Interesse zu schenken. Was ihm ehemals einer eingehenden Darstellung wert erschien, wird jetzt wie eine Art von «Attribut» in den Hin-



Th. Meyer-Merian: Der Käppisturm
Original im Besitz von Herrn Dr. P. Meyer, Zürich

tergrund verwiesen. Beispiel: Bildnis des Rats Herrn und «Basler Zeitungs»-Redaktors *Andreas Heusler*, Vater. Wir sehen den Dargestellten im bequemen Schlafrock am Schreibtisch sitzen, damit beschäftigt, mit gleichmütigem Gesicht einen seiner mit sarkastischen Bemerkungen gespickten Artikel über den «irregehenden Patriotismus der Miteidgenossen» niederzuschreiben. Im Hintergrund ist in einem Glaskränklein, wie solche etwa Schauspieler oder Turner zur Unterbringung der ihnen gespendeten Lorbeerkränke benutzen — die eidgenössische Fahne vom Schützenfest des Jahres 1844 zu erkennen . . .

Das ist der Stil von Theodor Meyers *Spätzeit*. Ehedem würde es uns Meyer in grellen Farben vorgeführt haben, wie Trommeln gerührt und Pfeifchen gespielt werden und von einer bunten Menschenmasse einer Schweizerfahne die ihr zukommende halb-religiöse Verehrung gesendet wird, während als Protest gegen diese Sorte von Andacht ein einsamer Prophet warnend seine Hand erhebt.

*

Solch drastische Effekte hat er später nicht mehr geliebt — ein Zeichen des heranrückenden Alters. Sein verständnisvoller Biograph, Pfarrer J. J. Oeri, hat es mit dem Blick eines Freundes beobachtet, wie Theodor Meyer eigentlich «vor der Zeit» ein müder Mann geworden war, der mit seinen Kräften geizen mußte und von einer höheren Warte aus unter seinen eigenen Arbeiten das Originell-Wertvolle vom Banalen zu unterscheiden lernte. Der unter Meyers Spottbildern festzustellende «Stilwechsel» bestätigt auf seine Weise dieses Urteil.

Dem Verfasser ist es eine Erfrischung gewesen, dem unvergeßlichen Basler Volksschriftsteller auch auf einem bis jetzt wenig beachteten Feld seiner geistigen Tätigkeit zu folgen.